



Teddy Kollek

27. Mai 1911. Israelischer Politiker.

Als Sohn eines Bankdirektors in Wien geboren. Früh Mitglied einer zionistischen Jugendorganisation. 1935 Auswanderung nach Palästina. 1937 Mitbegründer eines Kibbuz. Organisiert von London aus Rettungsaktionen für Juden aus Nazi-Deutschland und der Tschechoslowakei. 1942 Mitarbeiter der Jewish Agency, Organisation von Untergrundtätigkeiten. 1948 Tätigkeit im israelischen Außenministerium, 1950–1952 Botschafter in den USA. Anschließend bis 1964 Generaldirektor der israelischen Premiers Ben Gurion und Levi Eshkol. 1965–1993 Bürgermeister von Jerusalem, ein Amt, in dem er stets überzeugend für ein friedliches Miteinander der Menschen eintrat.

Teddy Kollek

Oberbürgermeister von Jerusalem

„Jerusalem – eine Hoffnung für Frieden“

Lieber Herr Bürgermeister! Freunde!

Da Sie den Bürgermeister von New York erwähnt haben – er war mit noch 16 Bürgermeistern von größeren amerikanischen Städten vor zwei Wochen bei uns zu Besuch –, da hatte ich vorgeschlagen, dass wir alle Probleme lösen könnten, wenn er uns ein Prozent seines Defizits überweisen würde. Aber in der Mitte der Verhandlungen wurde er als einziger von den 16 plötzlich zurückberufen, weil die Banken ihm nicht mehr geglaubt haben. Unsere finanzielle Situation in Jerusalem ist nicht viel besser als die von New York, vielleicht sogar schlechter. Der Unterschied ist, dass die Banken uns noch glauben.

Lassen Sie mich Ihnen aber vor allem dafür danken, dass Sie in so großer Zahl hierher gekommen sind. Vielleicht ist der Titel «Jerusalem – eine Hoffnung für Frieden» ein bisschen zu prätentiös. Vielleicht hätte man Folgendes sagen sollen, dass man ja im Großen und Ganzen häufig in der Welt daran Anstoß nimmt, dass Leute sagen, Jerusalem wird die Klippe sein, über die das Schiff des Friedens nicht hinwegkommen wird und an der das Schiff scheitern wird. Ich bin auf jeden Fall davon überzeugt, dass das nicht der Fall ist, und auch davon, dass es keinerlei Schwierigkeiten für einen Frieden darstellt und dass es zumindest beweist, dass unter schwierigen Umständen Juden, Christen und Araber in großen Zahlen zusammenleben können. Ich hoffe, dass mein heutiger Vortrag das zeigen wird.

Lassen Sie mich aber zuerst sagen, wie sehr es mich freut, hier in Hamburg zu sein. Hamburg hatte immer eine große jüdische Gemeinde, und diese jüdische Gemeinde – so wie alle anderen jüdischen Gemeinden – hat sich auf Jerusalem konzentriert. Die Synagogen in dieser Stadt, wie überall in der Welt, waren nach Jerusalem gerichtet. Für Jerusalem hat man dreimal am Tage hier in Hamburg gebetet – wie in jeder anderen jüdischen Gemeinde der Welt. Ich habe eine ganz kleine unwichtige Verbindung damit: Die Großmutter meiner Frau, die von hier aus nach Wien ausgewandert ist, kam aus einer Hamburger Familie, die ihre Rekorde zumindest bis zum Jahre 1650 hier in Hamburg finden konnte, als sie sie besucht haben. Weil Hamburg eine starke jüdische Gemeinde hatte, in der es auch großen Zionismus gegeben hat, hatten wir zu einer frühen Zeit in Jerusalem viele Hamburger. Mein Mitarbeiter, der mit mir hier ist, stammt aus Hamburg. Der Kommandant der Stadt Jerusalem im Jahre 1948 war General David Sealtiel. Er kam aus einer alten spanisch-portugiesischen Familie hier aus Hamburg nach Jerusalem. Hier hat einmal ein Zionisten-Kongress stattgefunden, der einzige in Deutschland. Die Verbindungen zwischen Hamburg und Jerusalem – auch wenn das persönlich mein erster Besuch ist – sind starke Verbindungen, und wir hoffen, nächste Woche Ihren Bürgermeister und einige seiner Begleiter in Jerusalem zu begrüßen, und freuen uns schon auf diesen Gegenbesuch. Von Hamburg ging auch nach dem letzten Krieg der Ruf zu Frieden mit Israel aus, der sehr viel zu der Entgiftung der Beziehungen zwischen Deutschland und Israel nach dem Zweiten Weltkrieg und nach der Schaffung Israels hinzugefügt hat. Und die Universität der Stadt hat einem unserer größten Bürger, Martin Buber, einige Jahre vor seinem Tode das Ehrendoktorat gegeben.

Lassen Sie mich jetzt auf Israel und auf Jerusalem konzentrieren. Vielleicht muss ich mit einer allgemeinen Formel anfangen.

Um Jerusalem zu erklären: Es liegt ja nicht auf dem Mond, es liegt in Israel, es ist die Hauptstadt Israels. Ich würde in Israel wahrscheinlich als ein Minimalist betrachtet werden. Zwar glaube ich nicht, dass man durch die Rückgabe von dem, was wir heute besetzt haben, den Frieden kaufen kann; denn im Jahre 1967, als der Sechs-Tage-Krieg begann, hatten wir ja diese Gebiete nicht und wurden trotzdem von den Arabern angegriffen. Aber ich möchte

nicht, dass wir in unserem Raum noch eine zusätzliche Million Araber beherrschen sollen, und deswegen bin ich unter den Umständen, dass wir einen normalen friedlichen Zustand erreichen können, für die Rückgabe dieser Gebiete. Ich bin aber davon überzeugt, dass das einzige wirkliche Hindernis zum Frieden in unserem Teil der Welt ist, dass die Araberführer, die Häupter der arabischen Länder, der Staaten, bis heute nicht bereit sind, Israel als ein Land anzuerkennen, als einen Staat anzuerkennen. Wenn diese Anerkennung aus vollem Herzen kommen würde, würde es wahrscheinlich keine großen Schwierigkeiten geben, zu einer Normalisierung und zu einem Frieden zu kommen. Auch die Beteuerung des ägyptischen Staatspräsidenten, Herrn Sadat, gegenüber amerikanischen Senatoren und Presseleuten, die vor kurzem dort zu Besuch waren, waren nicht Erklärungen an uns, und unsere Einladungen nachher, sich sofort zu treffen und die Sachen direkt zwischen ihnen und uns zu besprechen, sind nicht angenommen worden. Sie müssen verstehen, dass wir in Israel in der Generation, in der sechs Millionen Juden umgekommen sind, Drohungen, die ähnliche Dinge enthalten, noch immer ernst nehmen. Wenn man nach Jerusalem kommt, besucht man auch das Gedenkmal für diese sechs Millionen mit einem kleinen Museum – und wir leben damit. Mit Recht oder Unrecht können wir darüber nicht hinwegkommen. Wir müssen solche Drohungen ernst nehmen. Deshalb: Wenn die Welt von uns größere Flexibilität erwartet, weil wir sozusagen eine stärkere Nation sind, bin ich überzeugt, dass das berechtigt ist; denn trotz unserer militärischen Erfolge hatten wir keine großen diplomatischen Erfolge während dieser fast 30 Jahre, die wir bestehen. Wir zweifeln ja das Recht der Palästinenser an einer Existenz und an einer würdigen Existenz gar nicht an. Aber das alles ist nicht wirklich mein Thema. Ich wollte das nur in diesen Kontext hineinbringen.

Bei uns gibt es eine verhältnismäßig klare Unterscheidung und Trennung zwischen dem Rathaus und der Regierung, vor allem dem Außenministerium. Wir im Rathaus kümmern uns um Müllabfuhr, und in der Regierung kümmert man sich um auswärtige Angelegenheiten und andere Angelegenheiten. Beide Seiten glauben, dass die andere ihr Geschäft nicht sehr gut macht. Aber in einer Stadt wie Jerusalem ist alles politisch, sogar die Müllabfuhr.

Also: Lassen Sie mich jetzt ein bisschen näher zum Thema kommen. Es gibt in der Geschichte Israels und in der Bibel Städte, wo die Juden noch früher hingekommen sind als nach Jerusalem, nach Hebron, nach Jericho, nach Sochem, dem heutigen Nablus – aber Jerusalem spielt eine besondere Rolle. Ich habe das schon vorher im Zusammenhang mit den jüdischen Gemeinden in der Welt erwähnt. Jerusalem war nur die Hauptstadt Israels, niemand anders hat dort seine Hauptstadt gemacht. Auch als die Araber in zwei verschiedenen Perioden – einmal im Mittelalter und jetzt wieder für 19 Jahre – Jerusalem unter ihrer Herrschaft hatten, hatten sie vorgezogen, die Hauptstadt einmal irgendwo in der Nähe Tel Avivs, das damals noch nicht existierte, in der Nähe Yafos, in Ramle, zu errichten, und im Jahre 1948 haben sie die Hauptstadt in Amman errichtet, und alle ökonomischen Kräfte waren auch auf Amman konzentriert. Die Möglichkeit, die Hauptstadt in Jerusalem zu schaffen, ist nicht genutzt worden. Auch alle anderen Eroberer Jerusalems während dieser vielen Jahrhunderte – es gab ungefähr 18, die Jerusalem beherrschten während dieser Zeit – haben Jerusalem nie als ihre Hauptstadt angesehen. Aber es war unsere Hauptstadt sicherlich während der Zeit der Könige und jetzt wiederum, aber auch während der 2000 Jahre, als wir nicht dort waren. Wir haben für Jerusalem gebetet, und das war für uns nicht nur eine religiöse Angelegenheit, sondern hat auch bedeutet, dass wir wieder nach Jerusalem zurückwollen. Das hätte für uns bedeutet Unabhängigkeit, unser eigenes Schicksal zu beschließen, nicht überall eine Minderheit zu sein, die von anderen abhängig ist. Und so ist Jerusalem das Herz und die Seele des jüdischen Volkes.

Die vielen jüdischen Emigranten, die nach Jerusalem gekommen sind – und die große Mehrzahl sind solche, die aus arabischen Ländern gekommen sind –, die sind ungefähr 60 Prozent der Juden, die heute in Jerusalem leben. Das waren nicht organisierte Zionisten; aber sie haben dreimal am Tag für

Zion – und Zion ist Jerusalem – gebetet, und deswegen wollten sie vor allem nach Jerusalem kommen. Nicht alle konnten dorthin kommen, nicht für alle gab es die physischen Möglichkeiten. Aber wer immer nur konnte, kam nach Jerusalem. Sie haben von Jerusalem gewusst. Von Israel, damals in den 50er Jahren, einige Jahre nach der Schaffung Israels, wusste man noch gar nichts in diesen Ländern. Das ist noch nicht «eingesunken». Für uns gibt es nur Jerusalem, nicht als heilige Stätte, nicht diesen oder jenen Platz, obwohl es dort die Klagemauer gibt, den letzten Rest des Tempels, den Salomon gebaut hat und den Herod wiedererbaut und vergrößert hat, sondern Jerusalem, der Begriff, die Stadt, das ist für uns wichtig. Andere haben andere Städte, auch wenn sie Jerusalem haben. Die Christen haben Rom, Canterbury, Byzanz, das noch immer für die große griechische Kirche das Zentrum ist, und vielleicht auch für eine Gruppe das neue Jerusalem in Salt Lake City. Für die Mohammedaner, für den Islam, gibt es Mekka und Medina und schließlich als dritt-wichtigste auch Jerusalem. Für uns gibt es nur Jerusalem. Als die Stadt vereinigt wurde von neuem nach 2000 Jahren – vielleicht hätten wir noch eine Periode in der Geschichte warten können –, war das eine historische Tatsache, die geschaffen wurde und die als eine einheitliche Stadt nicht rückgängig gemacht werden kann.

Vielleicht darf ich hier ein kleines kurzes persönliches Beispiel geben. Als ich zum Bürgermeister gewählt wurde – das war Ende 1965, jetzt vor elf Jahren –, war die Stadt noch geteilt. Ich kam in ein ganz kleines Rathaus, das noch in der Zeit unter dem britischen Mandat gebaut worden war und das den Aufgaben nicht mehr gerecht wurde. Die Stadt war seit damals sehr gewachsen. Wir hatten viele neue Aufgaben auf uns genommen, die vorher bei dem Staat lagen: Erziehung, soziale Fürsorge, Gesundheit. Wir hätten ein viel größeres Gebäude gebraucht, und die Stadtverwaltung vor mir hatte beschlossen, ein neues Gebäude irgendwo viel weiter weg im Zentrum des jüdischen Jerusalems zu bauen, weil dieses kleine Haus im Zentrum der ganzen Stadt gebaut worden war und nur ungefähr 50 m von dem nächsten jordanischen Armeeposten entfernt war. Trotzdem habe ich aus allen möglichen Gründen beschlossen, auf diesem Platz zu bleiben, und ich habe diesen anderen Plan nicht ausgeführt. Der Grund war, dass ich selbst auch tief daran geglaubt habe, dass eines Tages die Stadt wiedervereinigt werden wird. Zwar dachte ich nicht, dass das so rasch geschehen wird: nur eineinhalb Jahre später als nach jenem Tag, an dem ich Bürgermeister wurde. Nur, ich hatte damals gehofft, dass das durch Kinder, die in den Straßen auf beiden Seiten nebeneinander spielen, geschehen würde oder durch großen Touristenverkehr von der einen Seite zur anderen und nicht durch Krieg. Es kam leider durch Krieg zustande. Aber mit all den Spannungen, die es heute in der Stadt gibt – und es gibt Spannungen, über die ich noch reden werde –, ist die Stadt heute eine viel bessere als jemals zuvor und auch eine viel tolerantere, als sie es je zuvor war. Lassen Sie mich einige Zahlen nennen. Als im Jahre 1948 der Staat Israel ausgerufen wurde, wurde die Stadt geteilt, und zwar so, wie die Truppen standen, als der Kampf zu Ende ging. Entlang den vielen Straßen wurden hohe Mauern gebaut, drei- und vierstöckig; in anderen Gegenden gab es Minenfelder mit Stacheldraht. Die Stadt war wirklich zugesperrt. Es gab nur einen Übergang, an dem nur Diplomaten und Geistliche von einer Seite zur anderen konnten. Von Zeit zu Zeit hatte man auch Touristen durchgelassen, und nach großem Gedränge hat man zu Weihnachten einer kleinen Anzahl von christlichen Arabern aus Israel erlaubt, die heiligen Stätten in Bethlehem und ihre Familien zu besuchen. Für uns war das überhaupt geschlossen. Auch für mohammedanische Araber, die von der anderen Seite Jerusalems ihre heiligen Moscheen sehen konnten, gab es keine Möglichkeit, diese zu besuchen. Die Bevölkerung bestand damals auf unserer Seite aus ungefähr 65 000 Einwohnern, von denen ungefähr 1000 Araber und Christen waren, aber fast 99 Prozent waren Juden. Auf der anderen Seite gab es gar keine Juden. Das jüdische Viertel war erobert worden, und die Juden waren als Kriegsgefangene in den Kriegsgefangenenlagern und später zurückgesandt worden. Es gab auch gegen 65 000 Einwohner, ungefähr wie bei uns, von denen waren gegen 25 000 Christen und gegen 40 000 Araber. Die verhältnismäßig kleine Zahl

der Juden muss man damit erklären, dass in dem Jahr während des Krieges 1948 und vor dem Krieg eine ganze Menge von Institutionen von Jerusalem nach Tel Aviv herübergegangen sind, um ihre Arbeit fortzusetzen; denn im Grunde genommen war die Zahl der Juden in der Stadt viel größer. Aber es hat lange gedauert, bis einige der Institutionen wieder nach Jerusalem zurückgegangen sind. Die Juden waren in der Mehrheit in Jerusalem seit dem ersten Zensus, seit 1870, also als der erste Zensus durchgeführt worden ist. Die Christen sind seit damals und auch während der 19 Jahre jordanischer Herrschaft in dem Teil des Landes immer weniger geworden. Es gab eine große Emigration von Christen, vor allem zuerst nach Südamerika, dann auch nach Nordamerika. Es leben heute mehr frühere Einwohner von Bethlehem, Jerusalem, Ramalla in Ecuador, in Venezuela, in Chile als in Bethlehem oder in Jerusalem und in den anderen kleinen Städten um Jerusalem. Vielleicht war es auch ein Fehler der christlichen Erziehung. Die christliche Erziehung hat nicht dazu erzogen, um dort zu bleiben. Man wurde auf einen englischen nursery rhyme oder einen französischen nursery rhyme aufgebracht in der collège de frère oder in Saint George, und man ist dann weitergegangen nach Montpellier oder eine kleine Universität in England und nie mehr zurückgekommen.

Langsam haben sich diese großen christlich-arabischen Gemeinden im Ausland entwickelt. Auch die Tatsache, dass es in Jerusalem keine großen wirtschaftlichen Möglichkeiten gegeben hat, hat dazu geführt, dass viele Christen, die besser erzogen waren in den Missionsschulen, obwohl sie nicht besser verwurzelt waren, weggegangen sind. Und langsam hat sich die allgemeine Zahl von Christen und Arabern umgewandelt. Als wir im Jahre 1967 die Stadt wiedervereinigt hatten, waren noch immer dieselben 65 000 Einwohner im Osten der Stadt, und es gab eine große Emigration – ein bisschen Immigration von den Dörfern und der Umgebung – dorthin; aber die 65 000 waren nicht mehr 25 000 Christen, sondern nur noch 11 000 Christen. Heute ist die Stadt viel größer. Sie hat 370 000 Einwohner – das ist noch immer eine kleine Stadt nach den Begriffen der Welt, aber sie ist eine sehr vielseitige Stadt. Sie will nicht ein Schmelzriegel werden. Seit Hunderten von Jahren ist das ein Mosaik, und so soll es auch bleiben. Wenn Sie vor 100 Jahren in diese Stadt gekommen wären oder vor 200 Jahren – damals gab es nur diesen Quadratkilometer innerhalb der Mauern der Stadt, und draußen war gar nichts –, hätten Sie dort ein kleines griechisches Quartier, ein kleines armenisches Viertel, ein lateinisches Viertel gefunden – 34 kleine verschiedene Enklaven von verschiedenen christlichen Dominationen, die in keinem Verhältnis standen mit der Wichtigkeit der Kirche in der Welt. Die kleine armenische Kirche, die nur sechs Millionen Mitglieder in der ganzen Welt hat – drei Millionen in Sowjet-Armenien und drei Millionen in der Welt zerstreut –, kam 700 Jahre früher als die Katholiken nach Jerusalem. Die Katholiken kamen erst nach den Kreuzzügen. Die Armenier haben größere Rechte an den verschiedenen heiligen Plätzen als die Katholiken. Die Griechen, die noch früher kamen, haben noch größere, und die Protestanten, die spät kamen, dürfen zu Weihnachten nur im Hof ihre Choräle singen. Sie dürfen in die Kirche gar nicht herein. Wir leben in dieser Hinsicht – um eine Anekdote noch ein bisschen weiterzuführen – unter einem Status quo, der genau die christlichen Rechte darstellt. Der Status quo wurde als Ferman von einem Sultan im Jahre 1852 ausgegeben. Ein Ferman ist ein Gesetz, und er wurde dann von all denen garantiert, die nicht mehr existieren: vom König von Preußen – Deutschland gab es noch nicht –; vom König von Savoyen – Italien gab es noch nicht –; vom Kaiser von Österreich-Ungarn, den es schon nicht mehr gibt; vom Zaren von Russland, den es schon nicht mehr gibt; vom Kaiser von Frankreich, der nicht mehr vorhanden ist; von der Königin von England, die heute ein bisschen weniger Einfluss hat als im Jahre 1852. Aber der Status quo wird von uns noch immer eingehalten, doch er beschreibt nur die Rechte an den heiligen Plätzen.

Ich möchte noch sagen, dass die verschiedenen christlichen Gruppen vor allem ihre Loyalität zu sich allein haben. Die Armenier haben keine besondere Loyalität, weder zu den Arabern noch zu den Juden; aber sie haben für 1500 Jahre in Jerusalem ihre Tradition erhalten. Und sie wollen sie nicht aufgeben.

Sie sehen sich als Zentrum für die ganze armenische Nation und Religion, und für sie ist Nation und Religion dasselbe in der ganzen Welt. Und das ist ihnen wichtig. Ihre Beziehungen zu der jeweiligen Regierung werden die sein, wie diese Regierung es ihnen ermöglicht, ihre Tradition aufrechtzuhalten. Das ist genauso richtig bei den verschiedenen anderen christlichen Gruppen, außer vielleicht einigen, vor allem den Protestant, die in den letzten zwei Generationen erst Christen geworden sind und bei denen der nationale arabische Patriotismus wirklich stark ist – manchmal, weil sie eine Minorität sind, sogar stärker als der der islamischen Araber. Aber heute gibt es in dieser Stadt für Christen und für Araber und für Juden natürlich in gleicher Weise volle Toleranz und volle Möglichkeit, ihr Leben zu gestalten. Wir haben zum Beispiel zwei Gesetze, die die Jordanier eingeführt haben, abgeschafft. Eines, dass man keine Kirchen bauen darf und dass Kirchen kein Land ankaufen dürfen. Nun entschuldigen Sie, wenn ich sage, dass ich glaube, dass Jerusalem eine Stadt ist – fast wie Köln –, die viele Kirchen und Klöster hat, und vielleicht gibt es genug Kirchen dort, besonders, weil sie keine Steuern zahlen wie die Synagogen und die Moscheen. Ich glaube aber nicht, dass es darüber hinaus ein Gesetz geben darf, das den Bau von Kirchen verbietet. So haben wir dann dieses Gesetz abgeschafft, und seither sind tatsächlich vier kirchliche Komplexe, große Komplexe, gebaut worden – und umso schöner.

Das zweite Gesetz, das wir abgeschafft haben, betraf die Einmischung in die christliche Erziehung. Es gab einmal große christliche Erziehungswerke im Libanon, in Syrien, im Irak, in Ägypten, an amerikanischen Universitäten, in Beirut und in Kairo, die von den Presbyterianern begonnen wurden. Das ist alles seit langem nationalisiert worden. Das einzige Land, in dem es freie christliche wie freie arabische Erziehung gibt, ist Israel und vor allem in Jerusalem. Die arabische Erziehung – ich werde noch zu den Rechten der Araber in Jerusalem kommen, das ist einer der Punkte, auf den ich meinen Optimismus baue – ist eine solche, dass am Ende den arabischen Jungen und Mädchen die Möglichkeit freisteht, an arabischen Universitäten in arabische Länder zu gehen, wo ihre Eltern oder ihre älteren Geschwister hingegangen sind, ohne irgendwelche Schwierigkeiten, genauso, wie sie natürlich an Hochschulen in Israel gehen dürfen. Man liest von Zeit zu Zeit über Terror in Jerusalem. Eine Bombe wird geworfen; leider geschieht es. Und es gibt auch Opfer. Leute verlieren ihr Leben. Terror ist nicht der Wunsch des großen Teiles der arabischen Bevölkerung. Im Gegenteil. Nicht, weil sie uns besonders lieben – wir lieben sie auch nicht. Es wäre wunderbar und leicht, wenn zwei Bevölkerungsteile, die einander lieben, miteinander leben. Leider geschieht das nirgends in der Welt so einfach. Auch in anderen Ländern, wo es weniger Spannungen als bei uns gibt, ist die Liebe nicht groß. Nicht in Montreal und nicht in Brüssel und sicherlich nicht in Irland, um nicht über schwierigere Beispiele zu sprechen. Die Araber haben gar keinen Grund, uns zu lieben. Sie sehen uns als eine Art Okkupationsmacht an. Dann ist es im Grunde genommen ganz unwichtig, ob man eine angenehme oder weniger angenehme Okkupationsmacht ist; denn man hat doch mit nichts zu vergleichen. Man weiß nur, dass das eine Okkupationsmacht ist. Die Juden – wie ich schon gesagt habe – kamen zum größten Teil aus den islamischen Ländern. Sie waren zweitrangige oder drittrangige Bürger in den Ländern von Marokko im Westen bis Irak im Osten und von Syrien im Norden bis Jemen im Süden. Sie mussten in manchen Ländern vom Gehsteig heruntergehen, wenn Araber vorbeigegangen sind. Es gab überhaupt mehr oder weniger mittelalterliche Regeln; aber im Großen und Ganzen waren sie nirgends gleichberechtigte Bürger, vielleicht mit der Ausnahme vom Libanon. Sie durften ihr Vermögen nicht mit sich nehmen, und sie haben heute gar keinen Grund, die Araber zu lieben.

Trotz allem: Auch nach solchen Terrorvorfällen kann ich keinen einzigen Fall erinnern, in dem Juden oder junge Leute oder heißblütige Leute hingegangen sind und Araber überfallen haben, geschlagen haben oder irgend etwas dieser Art passiert ist. Ich kann mich auch daran erinnern, dass in den Zeiten, in denen Araber besonders begeistert waren – und sie waren begei-

stert, wenn Arafat von den Vereinten Nationen eingeladen wurde, dort zu sprechen, oder an dem Tag, an dem die ägyptische Armee den Suezkanal gekreuzt hat – es in Jerusalem nicht einen einzigen Sabotageakt gab. Es gibt tausend Stadtangestellte, die wissen, wo die ganzen Wasserleitungen sind, wo die ganzen Elektrizitätsleitungen sind. Wenn der Hass das Gefühl der Bevölkerung wäre, hätte man solche Sachen erwarten müssen. Der Grund dafür ist nicht gegenseitige Liebe, dass man einerseits nicht über Araber herfällt und andererseits Araber auch ihrerseits beschlossen haben, nicht Gewalt zu benutzen, um ihre Aspirationen zu erreichen. Im Gegenteil. Man hat das Gefühl, wenn eine Terrorbombe geworfen wird, dass das von draußen kommt, um dieses Zusammenwachsen mit allen Unterschieden, die wir bewahren wollen, das Zusammenwachsen, das langsam vor sich geht, irgendwie zu zerstören – in der Hoffnung, dass sich doch die beiden einander an die Gurgel gehen.

Wir Juden wollen beweisen, dass wir die Stadt gut führen können. Als nach den allerersten Bomben im Jahre 1969 eine ganz kleine Demonstration stattgefunden hat, bei der der ganze Schaden zwei oder drei große Schaufenster gewesen sind, sind wir mit Kraft herausgegangen, um das zu erklären und um zu sagen: Ihr spielt nur in die Hände der Terroristen. Wir haben das seither immer wieder gemacht, das auch geholfen hat. Wir wollen zeigen, dass wir die Stadt gut führen können und dass wir das Recht haben, sie unsere Hauptstadt zu nennen. Wir wissen auch, was Minoritäten in vielen Ländern zu leiden haben. Wir haben selbst als eine Minorität gelitten. Wir wissen auch, dass man, wenn wir Minoritäten nicht dieselben Rechte und nicht dieselben Möglichkeiten geben würden, die ihnen wirklich unserer Meinung und allen liberalen Meinungen nach gebühren, uns sagen würde: Wie könnt ihr alle möglichen Rechte für Juden in Russland oder Juden in Syrien verlangen, wenn ihr den Arabern oder Christen nicht zumindest dieselben Rechte bei euch gebt? Das sind genug Gründe für uns, um uns ordentlich zu benehmen und Gewalt nicht als einen Teil unserer Politik anzusehen. Die Araber andererseits haben andere Gründe. In der Zeit, als die jordanische Regierung dort war – das habe ich schon erwähnt –, gab es große Auswanderungen. Diese großen Auswanderungen hatten damals nicht viel ausgemacht – auch wenn weniger Araber dort waren, alles, was dort war, war arabisch. Wenn jetzt Araber auswandern würden, würde der Prozentsatz der Araber natürlich heruntergehen. Und das wollen wir nicht. Sie brauchen deswegen eine blühende ökonomische Situation, die es heute in Jerusalem verhältnismäßig gibt, besonders für den arabischen Teil. Dieser ist sehr von der Touristik abhängig, noch mehr als wir. Und Touristik und Terror gehen nicht zusammen. Es gibt also gute patriotische Gründe, die auch nebenbei bequem sind, an den Terror nicht zu glauben. Aber darüber hinaus hatten die Araber in Jerusalem – was damals Palästina war – schlechte Erfahrungen mit Terror.

In den Jahren zwischen 1936 und 1939 gab es eine kleine Revolte gegen die Engländer und gegen die jüdische Ansiedlung. Sie hat dann im Jahre 1939 aufgehört mit dem Beginn des Krieges. Sie wurde von dem Haupt des mohammedanischen religiösen Rates in Jerusalem, dem Mufti von Jerusalem, geführt. Tatsache war, dass in diesen drei Jahren gegen 600 Juden und gegen 150 Engländer umgekommen sind; aber gegen 6000 Araber sind von Arabern umgebracht worden, um eine monolithische Politik durchzusetzen. Es gibt heute in Jerusalem viele, deren Väter, Großväter und Onkel zu dieser Zeit umgekommen sind. Obwohl sie, wie gesagt, es als eine große Ehre ansehen, dass Arafat in der UN empfangen wird, wollen sie die PLO so weit wie möglich von sich haben. Wir leben überhaupt in einer Zeit, wo der Islam nicht tolerant ist – nicht nur gegen uns. Wir sehen das den Kurden gegenüber, den Christen im Sudan, den Kopten in Ägypten gegenüber. Diese Intoleranz ist nicht angenehm; aber sie wirkt sich wenig in Jerusalem aus. Die Jerusalemer Araber wollen, obwohl sie uns nicht lieben, die PLO sicherlich nicht dort haben.

Jetzt vielleicht noch einige Zeichen für die Situation der Araber. Die arabische Sprache ist als eine gleichrechtliche Sprache mit der hebräischen Sprache anerkannt und wird so ausgenutzt. Wir haben es den Arabern ermöglicht, zu wählen, ob sie weiterhin jordanische Staatsbürger bleiben wollen oder ob

sie israelische Staatsbürger werden wollen. Es gab da keinen Einfluss auf sie, israelische Staatsbürger zu werden. Soweit wir ihnen davon abraten konnten, haben wir das getan. Die meisten sind jordanische Staatsbürger geblieben. Sie haben dabei trotzdem – wie überhaupt in Israel – das Recht, für die Gemeinden zu wählen, nicht für das Parlament, das nationale Politik beschließt. Aber jeder, der Einwohner einer Stadt ist, wenn einer von Ihnen hier in Jerusalem oder in Tel Aviv oder in Haifa wohnte und dort am 1. Januar des Wahljahrs in der Liste der Einwohner erscheinen würde, hätte das Recht, für die Gemeindewahlen zu wählen. Das ist unser allgemeines Gesetz, und das hilft uns in dieser Hinsicht in Jerusalem.

Wir haben freien Zugang zu den heiligen Stätten versprochen. Das ist leicht, wenn Christen aus der ganzen Welt hinkommen und Bethlehem und die Grabeskirche besuchen. Aber es gibt auch Besuche von 100- bis 150- und in einigen Jahren sogar 170- bis 180 000 Arabern, die in Ländern leben, die meistens im Kriegszustand stehen und die trotzdem Jerusalem besuchen können, weil wir diesem Prinzip nachgehen. Da gibt es vielleicht bestimmte Risiken vom Standpunkt der Sicherheit aus. Wir glauben, dass das zu gleicher Zeit wie ein großes Ventil wirkt und dass uns das mehr hilft als schadet; aber die originale Idee war sicher eine Idee, die ein bisschen Courage gebraucht hätte.

Ich erwähnte nicht alle kleinen Maßnahmen in dieser Hinsicht – arabische Schulen habe ich schon genannt –; aber das Wichtigste ist die freie Verwaltung des Tempelberges. Das ist der Platz – wenn es überhaupt so einen Platz gibt, der in der jüdischen Religion als physischer Begriff heilig ist –, auf dem heute zwei Moscheen, der Felsendom, auf dem Abraham sein Opfer von Isaak geben wollte, stehen. Von diesem Felsen ist Mohammed in der Nacht in den Himmel geritten. Der Tempel wurde von den Römern zerstört. Diese und andere Moscheen wurden im 7. Jahrhundert erbaut. Das ist der dritte heilige Platz der Mohammedaner nach Mekka und Medina. Er steht die ganzen zehn Jahre ohne Einmischung unter der Verwaltung des mohammedanischen Obersten Rates. Die verschiedenen Versuche von kleinen jüdischen nationalistischen Gruppen, diesen Status anzufechten, wurden von den obersten Gerichtshöfen unserer Regierung abgelehnt, und der Status ist gesichert.

Es ist auch noch etwas anderes gesichert, das uns vielleicht ermöglicht, diese Stellung aufzunehmen. Der jüdischen Religion nach wird der Tempel auf diesen Platz herunterkommen, wenn der Messias kommen wird. Er ist schon irgendwo da oben gebaut, und dann kommt er auf den rechten Platz zur Zeit, wenn der Messias kommt. Das ist eine „Gefahr“, die die Araber und wir alle sehen können. Ich kann mir zum Beispiel vorstellen, dass das Leben eines Bürgermeisters schrecklich schwer wäre, wenn der Messias ankommen würde. Aber das ist eine Gefahr, die wir auf uns nehmen müssen. Dann wird er ja die Probleme lösen müssen, und wir werden es vielleicht leichter haben.

Trotz der Trennung in verschiedene Schulen, in verschiedene Religionen, in verschiedene Kleidung und in verschiedene Sprachen gibt es viele Dinge, die wir in Jerusalem zusammen machen: Sommerlager, Sport, Arbeit in Museen, Spitäler. Und es ist ein Glück, dass es keinen Farbenunterschied gibt. Das hilft sehr. Wenn Sie durch die Stadtverwaltung gehen würden, durch die vielen Zimmer, dann könnten Sie sicher nicht wissen, wer ein Araber, wer ein Jude ist, wer dort arbeitet. Sie sehen gleich aus, und das hilft uns natürlich über ein Problem hinweg, das es an anderen Plätzen auf der Welt gibt.

Ich möchte noch eines stark betonen und darauf zurückkommen: die Unteilbarkeit der Stadt. Die Stadt war ja ungeteilt für 4000 Jahre, und sie war nur für 19 Jahre geteilt. Aber immer wieder kommt man darauf zurück: Ja, da war die Stadt doch geteilt, und warum soll sie nicht wieder geteilt werden? Jerusalem war eine sehr unglückliche Stadt, als sie geteilt war. Vielleicht haben einige von Ihnen uns vor dem Jahre 1967 besucht und die Mauern gesehen, die an jeder Straße gestanden haben, so, wie der Krieg zu Ende gegangen ist, und so, wie die Truppen gestanden haben, dazwischen Minenfelder und Stacheldraht.

Sie haben hier in Deutschland in Berlin ein Beispiel für eine unglückliche Stadt. Ich glaube, dass es ebenso grausam ist, eine Stadt zu teilen, wie irgend-

einen lebenden Körper zu zerschneiden. Trotz ihrer verschiedenen Schwierigkeiten ist die Stadt heute eine viel schönere, viel angenehmere, viel bessere Stadt als früher. Vielleicht kann ich das mit einem sehr praktischen Beispiel erklären.

Wir hatten fast keinen Touristenverkehr vor 1967. Leute sind in der Frühe heraufgekommen und am Nachmittag nach Tel Aviv heruntergefahren. Heute liegt der Durchschnitt bei sechs Touristennächten. Ich würde fast sagen, sie sind mehr Wallfahrer als Touristen. Ob sie gläubige Juden oder Christen sind, ob sie an der Archäologie, an neuen sozialen Ideen, an Museen, an neuartiger Architektur oder anderem interessiert sind – sie kommen in großen Zahlen und bleiben lange; denn es gibt viel zu sehen. Und ich hoffe, auch Sie alle eines Tages dort zu sehen.

Die andere Lösung, die man manchmal vorschlägt – Internationalisierung –, ist keine praktische Lösung. Ich muss daran erinnern, dass Internationalisierung weder in Danzig noch in Triest noch an anderen Plätzen irgendwelche Lösungen gebracht hat, die von Dauer waren. Im Gegenteil, das war mehr ein Anreiz zum Zusammenstoß als eine Hilfe zum Frieden. Und außerdem: Nehmen Sie mal Araber, für die ist Internationalisierung gar keine Lösung; denn ein heiliger Platz darf nicht von Ungläubigen geführt werden. Herr Waldheim – oder wer immer Sekretär der UN werden könnte – ist genauso ein Ungläubiger wie ich ein Ungläubiger bin in den Augen der Mohammedaner. Da gibt es keinen Unterschied. Die Lösung, die wir gefunden haben, die noch keine volle Lösung ist und für die die Juristen eines Tages, wenn es wirklich zu Friedensverhandlungen kommen wird, noch die richtigen Formeln finden müssen, ist, glaube ich, eine bessere als irgendeine andere, die vorgeschlagen worden ist.

Die Initiative zur internationalen Lösung kam eigentlich in den späten 40er Jahren vom Vatikan. Er hat uns nicht getraut, er hat den Arabern nicht ganz getraut, und da dachte man, eine internationale, von der UN eingesetzte Kommission wäre vielleicht eine Lösung. Damals wäre die internationale Kommission wahrscheinlich vor allem von christlichen Ländern entsandt worden. Unter den fünf oder sieben Mitgliedern wäre wahrscheinlich eine große Majorität von Christen gewesen. Heute würde sich eine internationale Kommission der UN wahrscheinlich aus Leuten aus der Dritten Welt und aus Vertretern Russlands und Chinas zusammensetzen. Wenn es dort überhaupt Menschen geben würde, für die Jerusalem irgendetwas bedeutet, wären sie sicher in einer kleinen Minderheit. Deswegen hat auch der Vatikan während der letzten Jahre nicht mehr über die Internationalisierung Jerusalems gesprochen, sondern nur über internationale Garantien an den heiligen Plätzen. Die heiligen Plätze Jerusalems – christliche wie arabische – haben ihre Selbstverwaltung ohne unsere Einmischung. Wir wären sicher dafür, so eine internationale Garantie zu finden, wenn immer es den anderen recht ist.

Wir glauben daran, dass Jerusalem eine universelle Stadt ist – nicht eine Stadt, die nur uns gehört. Es ist unsere Hauptstadt; aber für Hunderte von Millionen auf der ganzen Welt, der westlichen Welt, wo die Bibel etwas bedeutet, bedeutet Jerusalem viel. Immer wieder sind Leute zu uns gekommen, die gesagt haben: Ich habe zwei Städte – meine eigene und Jerusalem. In diesem Sinn haben wir im Jahre 1969 ein Jerusalem-Komitee gegründet, das von 70 bis 80 Persönlichkeiten aus der ganzen Welt zusammengestellt worden ist: große Künstler, große Städtebauer, Theologen, Präsidenten von Universitäten, Dichter und Schriftsteller aus allen Ländern. Dieses Komitee hat sich bisher viermal in Jerusalem für ungefähr eine Woche getroffen. Keine andere Stadt könnte 70 oder 80 solcher Leute anziehen, um von ihnen gute Ratschläge zu bekommen. Nur Jerusalem kann eine solche Gruppe anziehen. Dieses Komitee hat uns häufig kritisiert, manchmal ein bisschen gelobt; aber wir haben die Beschlüsse, die dieses Komitee gefasst hat, sehr ernst genommen und versucht, sie alle auszuführen.

Besonders waren diese Beschlüsse im Zusammenhang mit der Stadtplanung, mit dem Alten und dem Neuen, ein großes Problem in Jerusalem. Ich glaube, wir sind heute infolge dieser Beschlüsse die einzige Stadt, die im Zentrum einen großen Park von zweieinhalb Millionen qm ankauf und Grünflä-

chen schafft, wie hier in Hamburg, wie im Hyde-Park in London, im Bois de Boulogne in Paris, im Central Park in New York. Das alles sind Grünflächen, die vor 100 oder 150 Jahren als solche bewahrt worden sind. Wir kaufen heute solche Flächen an, die für eine lange Zeit Niemandsland waren. Und was immer dort war, war verfallen, und wir konnten es herunterreißen. Das sind zwar große Kompensationen in Zahlen, aber wir wollen Leute dorthin nicht mehr zurückgehen lassen. Langsam wächst dieser Garten um die Altstadt herum, um sie vor der neuen Stadt zu beschützen. Wir bauen noch einen zweiten grünen Gürtel um die ganze Stadt herum auf Land, das eigentlich nur Berg und Felsen ist. Dort ist es leichter, um die Stadt nicht in die anderen Städte in der Umgebung hineinwachsen zu lassen. Wir wollen eine klare Stadtpolitik mit einer klaren Grenze. Die Stadt soll nicht über 600 000 hinauswachsen, wann immer wir das erreichen.

Viele dieser Pläne führen wir aus mit Hilfe einer Jerusalemer Stiftung, die wir vor einigen Jahren geschaffen haben. Wir gehen nach der guten 200 Jahre alten amerikanischen Resolution, die damals beschlossen hat: No taxation without representation. Man wollte von den Leuten Steuern haben, und sie sagten darauf: Wenn wir nicht im Parlament repräsentiert sind, wenn wir nicht unsere Meinung sagen können, wollen wir auch keine Steuern zahlen. Da haben sie dann den Tee ins Meer geworfen. Bei uns mischt sich jeder ein, jeder hat eine Meinung. Wir sagen: Keine Meinungen, ohne dafür zu zahlen. Und wir wollen die vielen Hunderttausend und Millionen von spirituellen Bürgern von Jerusalem in praktische Steuerzahler umwandeln, damit sie an der Verschönerung von Jerusalem sich beteiligen können. Viel davon ist schon geschehen. Wir sind denen, die uns geholfen haben, sehr dankbar. Sie haben uns ermöglicht, die Antiquitäten von Jerusalem, die alten Gebäude Jerusalems, die Mauern Jerusalems wiederherzustellen, viel für die Kultur Jerusalems zu machen, Museen zu bauen und Theater und andere Attraktionen in Jerusalem auszubauen. Jerusalem ist eine Attraktion. Wir haben jedes Jahr viele, viele Künstler, die uns besuchen, nicht, weil ihnen irgendjemand das organisiert und sie bezahlt, sondern sie kommen, um in Jerusalem aufzutreten und dadurch die Kultur zu erweitern und für die Kultur Jerusalems beizutragen. Im letzten Jahr kamen Richard Burton, Arthur Rubinstein, Frank Sinatra, Danny Kaye und viele andere. Wir haben ein kleines Gästehaus, nicht von der Stadt, sondern von der Jerusalem-Stiftung gebaut; manchmal haben wir auch Glück. Wir hatten in diesem Gästehaus, das von Casals mit einem seiner letzten Konzerte eröffnet wurde, vor nicht allzu langer Zeit unter den vielen Leuten Herrn Saul Bellow, der dann einen Monat später, nicht weil er in Jerusalem war, trotzdem den Nobelpreis bekommen hat.

Wir wollen Jerusalem mit alldem zu seiner großen, alten Glorie zurückbringen. Wir wollen eine Stadt bauen, die eine kulturelle Metropolis ist, in der gegenseitige Hochachtung und Toleranz wirklich herrschen und die, wenn es uns gelingt, eine der schönsten der Welt wird.

Vielen Dank. ■